

DUDEN

Peter Graf

Was nicht mehr im Duden steht

Eine Sprach- und Kulturgeschichte

Flugmaschine - Überschwupper

Zugemüse - Federbüchse

Fagöttchen - Nebelbild - Selbstwählerndienst - Tellerlecker

In den letzten Auflagen ist der Rechtschreibduden, Deutschlands bekanntestes Wörterbuch, jeweils um 5000 Stichwörter gewachsen. Aber streicht die Redaktion auch Wörter? Leider gibt es keine vollständige Dokumentation, weder zu den Neuaufnahmen noch zu den Streichungen. Untersucht wurden die Wortstreichungen bisher lediglich in einigen wissenschaftlichen Arbeiten.

Und so liegt nun zum ersten Mal eine essayistische Annäherung an Wörter, die heute nicht mehr im Duden zu finden sind, vor. Diese Wörter erzählen über Kolonialismus, Faschismus und Wiedervereinigung, über die Rolle der Frau, über den Drang zum Verkleinern und darüber, warum unsere Sprache reich und schön ist. Peter Graf hat SEINE Auswahl aus dem Material, das ihm die Redaktion zur Verfügung gestellt hat, getroffen. Begleiten Sie ihn auf dieser spannenden Reise in unsere weitere und nähere (Wort)vergangenheit.

Peter Graf

Was nicht mehr im Duden steht
Eine Sprach- und Kulturgeschichte

Peter Graf

Was nicht mehr im Duden steht
Eine Sprach- und Kulturgeschichte

Dudenverlag
Berlin

© Duden 2018 D C B A

Bibliographisches Institut GmbH

Mecklenburgische Straße 53

14197 Berlin

Redaktion Dr. Kathrin Kunkel-Razum

Einleitung und Recherche gestrichener Wörter

Melanie Kunkel unter Mitarbeit von Marcel Fabisch, Svenja Haag, Katrin Lang,

Kim-Duyen Le, Eva Neu, Mojenn Schubert und Jianan Shao

Herstellung Uwe Pahnke

Layout und Satz 2xGoldstein (2xGoldstein, Erik Schöfer)

Umschlaggestaltung ZeroMedia, München

Druck und Bindung Kösel GmbH & Co. KG, Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell

Printed in Germany

ISBN 978-3-411-70384-5

Auch als E-Book erhältlich unter: ISBN 978-3-411-91284-1

www.duden.de

Inhalt

Einleitung	7
Einfach schön? <i>Die schönsten gestrichenen Wörter</i>	19
Kleider machen Wörter <i>Mode und Textilien</i>	25
Exportbier – Weckapparat – Meringentorte – Nationalspeise – Zugemüse – Nicotiana oder: Wie auch in der Kulinarik alles aufs Wunderlichste miteinander verbunden ist <i>Kulinarisches und Genussmittel</i>	33
Endlich ein Sieger <i>Sport</i>	43
Über Kodaker, Nuditätenschnüffler und Notizensammler <i>Schräge Typen</i>	55

Was wir einmal vermissen werden _____	59
<i>Familie und Alltag</i>	
Menschenrechte haben kein Geschlecht _____	71
<i>Sozialgeschichte</i>	
Sex sells _____	81
<i>Sexualität und Gesellschaft</i>	
»Die ganze Ästhetik in einer Nuß« _____	87
<i>Kunst, Kultur, Religion</i>	
Die Diminutiv-Welt _____	97
<i>Diminutive</i>	
Afrikanisches Viertel _____	105
<i>Kolonialismus</i>	
Totalitärer Sprachgebrauch _____	119
<i>Nationalsozialismus</i>	
In der Sprache vereint _____	133
<i>Der Einheitsduden</i>	
Do you like Denglisch? _____	149
<i>Wörter aus anderen Sprachen</i>	
Wie ein Nebelbild _____	161
<i>Naturwissenschaften und Medizin</i>	
Das Fräulein vom Amt _____	169
<i>Technik und Handwerk</i>	

Goldtausch	177
<i>Wirtschaft</i>	
Ordonnanzwaffen, Henrystutzen und allerlei Kriegsgerät	185
<i>Krieg, Frieden und Militärgeschichte</i>	
»Jedes Haus sollte ein Zimmer haben, um darin zu schimpfen«	197
<i>Schimpfwörter</i>	
»Kein Trinkgeld, bediene Dich selbst, zwanglos, rasch und gut«	209
<i>Gestrichene Wörter, die später wieder aufgenommen wurden</i>	
Auswahl wissenschaftlicher Literatur	222
Bildnachweis	223

Einleitung

Wie kommt ein Wort in den Duden? So lautet eine der uns am häufigsten gestellten Fragen, und täglich erreichen die Dudenredaktion Vorschläge für Neuaufnahmen. Das zeigt: Sprache lebt und entwickelt sich weiter - in keinem Bereich ist dies deutlicher zu spüren als im Wortschatz. Neue Wörter sind immer wieder Gesprächsthema, ob sie nun gesellschaftliche Entwicklungen, den Sprachgebrauch in den Medien, Fortschritte in Technik, Medizin und Naturwissenschaften oder Einflüsse aus anderen Sprachen spiegeln. In der Folge erfahren auch Neuaufnahmen in den Duden ein breites Presseecho.

Umgekehrt wurden und werden natürlich Wörter aus dem Duden gestrichen. Es sind diese Wörter, mit denen sich das vorliegende Buch beschäftigt. Wichtig zu wissen: Wenn hier von aus *dem Duden* gestrichenen Wörtern die Rede ist, dann ist immer der Rechtschreibduden gemeint. Denn er ist es, den die meisten Menschen mit der Marke Duden verbinden und der auf die längste Tradition zurückblicken kann.

Für die Suche nach Neuaufnahmen ist unser wichtigstes Arbeitsinstrument heute das »Dudenkorpus«, eine elektronische Sammlung von mittlerweile über 4,5 Milliarden Wortformen aus Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, aber auch Romanen und sogenannten »Gebrauchstexten« wie z. B. Bastelanleitungen. Computerlinguisten überprüfen in regelmäßigen Abständen, welche Wörter dort mit einer bestimmten Häufigkeit, über einen längeren

Zeitraum hinweg und in verschiedenen Textsorten (z. B. Zeitschriftenartikel, Romane, Fachtexte) vorkommen. Die Entscheidung, welche Wörter in eine Neuauflage aufgenommen werden, trifft die Redaktion dann nach gemeinsamer Diskussion. Auch wenn das »Dudenkorpus« die Möglichkeiten unserer Wörterbucharbeit revolutioniert hat, war schon vor dem digitalen Zeitalter der Gebrauch eines Wortes entscheidend für seine Aufnahme: In einer Sprachkartei - auf Papierzetteln also - sammelte die Dudenredaktion schriftliche Belege aus verschiedenen Textsorten und wertete sie in ihrer lexikografischen Arbeit aus.

Während sich die Verbreitung neuer Wörter also direkt »beobachten« lässt, gilt dies für typische »Streichkandidaten« gerade nicht. Wörter fallen beispielsweise aus dem Duden, wenn sie außer Gebrauch geraten, weil sie durch andere Wörter verdrängt werden, z. B. *Hundswut* für »Tollwut« (gestrichen aus der 20. Auflage von 1991, im Folgenden: 20/1991), *verschimpfieren* für »beschimpfen« oder *Cochonnerie* für »Schweinerie« (beide 25/2009). Bevor sie gestrichen werden, erhalten solche Wörter oft Markierungen wie »veraltend« bzw. »veraltet«. Mit dem Hinweis »veraltet« finden Sie einen guten Teil von ihnen übrigens noch heute in unserem (umfangreicheren) Online-Wörterbuch.

In anderen Fällen werden Wörter gestrichen, wenn es die von ihnen bezeichneten Sachen oder Sachverhalte so nicht mehr gibt. Das gilt beispielsweise für den *Runabout* (11/1934), eines der ersten Elektroautos, oder das *Deutsche Reichs-Gebrauchsmuster* (14/1954 West, 14/1951 Ost). Wenn solche Wörter beibehalten werden - wie *Interzonenverkehr*, *Fünfigpfennigstück*, *Jugoslawien* oder *Morgengabe* - kennzeichnen wir sie mit der Angabe »früher«.

Andere Streichungen muten heute eher willkürlich an. Redaktionsprotokolle, die uns über die Beweggründe Auskunft geben könnten, sind leider nicht überliefert. Zuweilen dürften Nachträge oder Korrekturen »in letzter Minute« - wenn das Layout der Seiten schon steht - zu Streichungen geführt haben: Denn wenn solche

Korrekturen Zeilen kosten, muss an anderer Stelle Platz gewonnen werden. Diese Streichungen sind dann nicht inhaltlich motiviert und werden ggf. in einer kommenden Auflage wieder zurückgenommen.

Weit seltener als Vorschläge für Neuaufnahmen erreichen die Dudenredaktion Zuschriften, in denen die Streichung eines Wortes angeregt wird. Gelegentlich wird in diesem Zusammenhang vor Sprachverfall gewarnt und gefordert, weniger *Anglizismen* aufzunehmen bzw. vorhandene zu streichen. Solche Forderungen sind so alt wie der Duden selbst und Analysen zur Haltung der Dudenredaktion(en) in dieser Frage finden sich beispielsweise bei Wolfgang Werner Sauer und bei Ulrich Busse. In anderen Fällen wird gefordert, (als solche im Duden gekennzeichnete) derbe, abwertende oder gar diskriminierende Ausdrücke zu streichen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang: Der Duden bildet den Wortschatz der deutschen Gegenwartssprache ab. Den häufigen Gebrauch eines Wortes dokumentiert die Dudenredaktion, ohne ihm damit aber einen »Ritterschlag« zu verleihen; eine Empfehlung zu seiner Benutzung stellt die Aufnahme in den Duden keinesfalls dar. Unsere Einschätzung dazu, ob und in welchem Kontext es angemessen ist, bringen wir in vielen Fällen über Hinweise zum Gebrauch zum Ausdruck.

Wie viele Wörter werden aus jeder Auflage gestrichen? Das lässt sich so pauschal kaum sagen. Einen großen Einfluss hat die Frage, ob die jeweilige Auflage an Umfang zunehmen darf. Wenn nicht, muss für die Aufnahme neuer Wörter eine ähnliche Zahl von Wörtern gestrichen werden. Hat man die bislang 27 Auflagen im Blick, wird aber schnell deutlich: Den Neuaufnahmen stehen in Summe weit weniger Streichungen gegenüber. So enthielt der »Urduden« von 1880 gerade mal rund 27 000 Einträge. Bis heute ist die Zahl der Stichwörter auf das rund 5,4-Fache angestiegen: auf 145 000 in der aktuellen, 27. Auflage. Naturgemäß wurden aus den ersten Auflagen nur sehr wenige Wörter gestrichen, denn sie waren ja gerade erst zusammengestellt worden.

Auch heute ist die Arbeit der Dudenredaktion prinzipiell von einer »bewahrenden Grundhaltung« geprägt. Je nach Wörterbuch legen wir allerdings unterschiedliche Kriterien für Streichungen an: Ein Rechtschreibwörterbuch ist ein Wörterbuch, das seinen Hauptnutzen beim *aktiven* Sprachgebrauch verspricht, beim Verfassen von Texten also. Wörter, die außer Gebrauch geraten sind, wird der Nutzer daher vermutlich selten nachschlagen. Ganz anders bei Wörterbüchern, die ausführliche Bedeutungsangaben zeigen, allen voran unser »Universalwörterbuch« und Duden online: Bedeutungswörterbücher werden typischerweise auch zum besseren Verständnis eines Textes herangezogen, und die Bedeutung eines weniger gebrauchten Wortes zu erfahren, ist hier ein ganz typischer Verwendungszweck. In einem *Online*-Wörterbuch schließlich fällt auch das Argument der Platzbeschränkung fort.

Aber zurück zum Rechtschreibduden und zu einem kurzen Abriss seiner Geschichte:

Die 1. Auflage des Dudens erschien im Jahr 1880 unter dem Titel »Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache« beim Verlag Bibliographisches Institut in Leipzig. Der Hersfelder Gymnasialdirektor Dr. Konrad Duden verhalf mit diesem Rechtschreibwörterbuch der preußischen Schulorthografie von 1876 zum sprachraumweiten Durchbruch. Damit legte er die Grundlagen der deutschen Einheitsorthografie. Mit der 7. Auflage von 1902 wurden die Ergebnisse der II. Orthographischen Konferenz (Berlin 1901) im Wörterbuch umgesetzt, um die erstmals für den gesamten deutschen Sprachraum amtlich geregelte Rechtschreibung zu verbreiten. Der Verlag stellte Konrad Duden hierzu Mitarbeiter an die Seite: die Dudenredaktion.

Bis zu Konrad Dudens Tod 1911 erschienen insgesamt 8 Auflagen, ab der 9. Auflage (1915) zeichneten andere Herausgeber verantwortlich. Einher ging dieser Wechsel mit einer Neukonzeption: Die Zahl der Stichwörter wurde deutlich erhöht, indem beispiels-

weise viel systematischer als vorher Ableitungen zu Wörtern gezeigt wurden, z.B. auf *-heit*, *-ung* und *-lein*, sowie substantivische Zusammensetzungen.

Die 11. Auflage von 1934 und die 12. Auflage von 1941 enthielten zahlreiche vom Nationalsozialismus geprägte Stichwörter und Bedeutungsangaben. In der 13. Auflage wurde der Duden davon bereinigt - betroffen davon waren nach Hochrechnungen Wolfgang Werner Sauers rund 5% aller Stichwörter. Diese erste Nachkriegsauflage erschien 1947 in Leipzig; ein Lizenznehmer vertrieb sie dann in den drei westlichen Besatzungszonen bzw. der Bundesrepublik.

Mit der 14. Auflage begann die Teilung in einen West- und einen Ost-Duden. Diese Parallelausgaben des Dudens trugen daher die gleichen Auflagenzahlen: In Westdeutschland (am Verlagssitz Mannheim) waren es insgesamt sechs, in Ostdeutschland (am bisherigen Verlagssitz Leipzig) fünf Auflagen. Während es in rechtsschreiblichen Fragen so gut wie keine Unterschiede gab, wichen die Auflagen im verzeichneten Wortschatz durchaus voneinander ab. Und dies auch quantitativ: Gegenüber der letzten gemeinsamen Auflage war die Stichwortanzahl in der 14. Auflage des DDR-Dudens fast halbiert, um danach wieder an den letzten Stand anzuschließen. Während die DDR-Duden in ihrer Stichwortanzahl ab dann recht konstant blieben, nahm die BRD-Ausgabe stark an Umfang zu - eine Entscheidung, die vor allem mit der stärkeren Konkurrenz auf dem westdeutschen Markt zu tun hatte.

Der »Einheitsduden«, die 20. Auflage von 1991, beendete die Zeit der Parallelausgaben. Die 21. Auflage zog insbesondere durch die Umsetzung der Rechtschreibreform Aufmerksamkeit auf sich, die 24. Auflage durch die Einführung der Duden-Empfehlungen bei Schreibvarianten. Die Stichwortanzahl nahm bis zur 27. Auflage weiter erheblich zu.

So weit in aller Kürze - einen Überblick über die verschiedenen Auflagen finden Sie im Anschluss an diese Einleitung.

Der Lauf der Geschichte, von 1880 bis heute, hat deutliche Spuren im Duden hinterlassen, auch bei den gestrichenen Wörtern. Man denke nur an so unterschiedliche historische Einschnitte wie das Ende des Kaiserreichs, das Ende des Nationalsozialismus oder das Ende der deutschen Teilung. Wie allerdings oben schon angedeutet: Das Ende einer historischen Epoche führt nicht zwangsläufig dazu, dass alle mit ihr verbundenen Wörter gestrichen würden. Das Dilemma der Auswahl beschrieb der damalige Herausgeber Theodor Matthias im Vorwort zur 10. Auflage von 1929 – ein Jahrzehnt nach dem Ende des Kaiserreichs und dem Beginn der Weimarer Republik – wie folgt:

[D]ie Ausdrucksformen, in denen sich staatliches deutsches Leben unter der monarchischen Verfassung sprachlich dargestellt hat, [konnten] nicht schlechthin ausgemerzt werden; braucht sie doch ebenso die einfachste geschichtliche Darstellung wie die gegen die alten Verhältnisse eingestellte Satire.

In einer wiederum ganz anderen Situation befand sich die Dudenredaktion mit dem Ende der DDR und dem ersten Einheitsduden nach der langen Teilung in einen Ost- und einen Westduden. Hier formulierten die Herausgeber der 20. Auflage von 1991 in ihrem Vorwort:

Es wurden aber nicht nur Neuwörter erfasst, sondern auch Wörter bewahrt, die in der DDR gebräuchlich waren und die für das Verständnis der jüngeren Vergangenheit von Bedeutung sind.

Unsere Essays geben auch kurze Einblicke in Fragen dieser Art. Für vertiefte Betrachtungen empfehlen wir Ihnen die Literaturhinweise, die wir am Ende dieses Buches zusammengestellt haben.

Wer bei der Durchsicht gestrichener Wörter eine Vielzahl von Eigennamen erwartet, anhand deren sich die Geschichte nachzeichnen lässt, wird übrigens enttäuscht. Der Duden ist kein Lexikon; eine systematische Aufnahme von bedeutsamen Persönlichkeiten, Institutionen, Orten oder Ereignissen ist nicht beabsichtigt. Bezeichnend ist eine Entscheidung, die die Leipziger Dudenredaktion im Vorwort ihrer 17. Auflage (1976) mitteilt:

Gestrichen sind die bisher im Wörterverzeichnis enthaltenen Namen von Persönlichkeiten, weil es im Rahmen dieses Werkes nicht möglich ist, eine auch nur annähernd angemessene Auswahl zu bedenken; für solche Namen empfiehlt sich das Nachschlagen in einem Lexikon. Rechtschreiblich schwierige und gebräuchliche Ableitungen von diesen Namen sind im Wörterverzeichnis verblieben, ebenso die mythologischen Namen und die historischen Geschlechternamen.

Einige Eigennamen enthält der Duden aber auch heute noch, und vereinzelt wird in diesem Band aber auch von gestrichenen Eigennamen die Rede sein, beispielsweise von Ortsnamen nach dem Ende der deutschen Kolonialgeschichte.

Wie sind wir bei der Konzeption dieses Buches vorgegangen? Es liegt auf der Hand: Von vollständigen Listen neu aufgenommenen und gestrichener Wörter von 1880 bis heute können wir nur träumen. Aus der Durchsicht wissenschaftlicher Fachliteratur - so beispielsweise der Dissertationen von Ulrich Busse und Werner Schöneck - haben wir einen ersten Grundstock an gestrichenen Wörtern gewonnen. In monatelanger Arbeit haben studentische Hilfskräfte uns anschließend dabei unterstützt, die so begonnenen Listen zu erweitern und die Wörter in thematischen Einheiten zu gruppieren.

Wichtig war dabei, zu präzisieren, was genau wir unter »gestrichenen Wörtern« verstehen: nämlich solche Stichwörter, die gänzlich gestrichen wurden. Wir berücksichtigen also beispielsweise nicht solche Fälle, in denen eine (in der Form oder der Rechtschreibung) leicht veränderte Variante an die Stelle einer anderen trat. So wurde *Nachmittagstunde* in der 10. Auflage (1929) durch *Nachmittagsstunde* - mit Fugen-s - ersetzt und blieb in dieser Form bis heute im Duden. Nach der Rechtschreibreform wurde in der 21. Auflage von 1996 das *ß* in Wörtern wie *Kuß* bekanntlich durch *ss* (*Kuss*) ersetzt. Auch wenn eine Variante von mehreren wegfiel, beispielsweise die Rechtschreibvariante *Ketschup* in der 27. Auflage (2017), ist dies für den vorliegenden Band nicht von Interesse.

Anders dagegen bei sogenannten »Homonymen«, Wörtern, die trotz identischer Schreibung als separate Einträge im Wörterverzeichnis vorhanden sind: Ihre jeweiligen Bedeutungen sind zu verschieden, um sie als Bedeutungen ein und desselben Wortes darzustellen, teils ist auch ihre Herkunft unterschiedlich. (Variiert zudem die Aussprache, spricht man übrigens von »Homografen«.) Ein Beispiel für ein gestrichenes Wort, zu dem ein Homonym im Duden verblieben ist, ist *Napoleon*, bis zur 13. Auflage zum einen als »Kaiser der Franzosen« und zum anderen als »Münze« verzeichnet, danach im West-Duden nur noch der erste Eintrag. Das Wort *twisten* fiel in der Bedeutung »Garn spulen« aus der 11. Auflage von 1934 heraus, während *twisten* im Sinne von »Twist tanzen« Neuaufnahme in der 16. Auflage (West) von 1967 war.

Berücksichtigt haben wir auch Fälle, in denen ein Wort aus einer anderen Sprache aus dem Duden herausfiel, während seine deutsche Entsprechung bis heute als eigener Eintrag geblieben ist. So im Falle von *Table-tennis*, das in der 10. Auflage (1929) gestrichen wurde, während gleichzeitig *Tischtennis* Eingang fand. Oder *Bluestocking*, gleichfalls gestrichen aus der 10. Auflage (1929), während *Blaustrumpf* (veraltend scherzhaft für »intellektuelle Frau«) bis heute im Duden steht.

Nicht berücksichtigt werden dagegen Streichungen oder Änderungen in erklärenden Zusätzen oder Verwendungsbeispielen.

Vielleicht werden Sie sich wundern, dass unsere Wörterlisten vor allem Substantive enthalten. Natürlich werden und wurden auch Wörter anderer Wortarten gestrichen, aber sie sind im Ganzen im Duden weniger stark repräsentiert. (In der 27. Auflage sind es beispielsweise 74,5 % Substantive, 13,6 % Adjektive und 10 % Verben.)

Alle gestrichenen Wörter zeigen wir Ihnen in exakt der Schreibweise, in der sie zuletzt im Duden verzeichnet waren. Auch bei allen Zitaten in diesem Buch behalten wir die originale Schreibung bei - bei älteren Zitaten beispielsweise *betheiligt* oder *Genuß*, insbesondere bei Zitaten aus dem Internet auch fehlerhafte Schreibungen.

Genug der Vorrede.

Uns schienen es viele der gestrichenen Wörter wert, Geschichten über sie und ihre kulturhistorische Verortung aufzuschreiben. Wir haben den Lektor und Verleger Peter Graf gebeten, diese Geschichten zu erzählen. In den über 20 Jahren seiner Berufstätigkeit hat er unzählige Publikationen, so Kunst- und Fotobücher, Sachbücher und Belletristik betreut und verlegt, und viele von ihnen sind Bestseller geworden oder haben Preise erhalten. Besonders neugierig auf seine Art, sich unserem Thema zu nähern, sind wir aber geworden, nachdem er den Band »Ungemein eigensinnige Auswahl unbekannter Wortschönheiten aus dem Grimmschen Wörterbuch« vorgelegt hat.

Mit zwanzig Essays nimmt er Sie nun mit auf eine Entdeckungsreise in die Welt der gestrichenen Wörter. Einige Themenbereiche lagen von Anfang an auf der Hand: zu Mode, Sport, Technik, Wirtschaft oder dem Einheitsduden etwa. Auf andere ist der Autor beim Stöbern gestoßen: zu besonders schönen Wörtern, zu Bezeichnungen für »schräge Typen«, zu kuriosen Verkleinerungsformen oder Schimpfwörtern. Auch den Wörtern mit wechselvoller

Geschichte - die nach einer Unterbrechung bis heute im Duden stehen - ist ein eigener Essay gewidmet, der letzte in der Reihe.

In Anhängen zu den Essays haben wir für Sie weitere, thematisch verwandte Wörter zusammengestellt und ihre Bedeutung erklärt, wo wir dies für nötig hielten. Teils lehnen sich diese Erklärungen an solche an, die im Duden vor ihrer Streichung vorhanden waren. Die meisten aber haben wir selbst hinzugefügt. Die Jahreszahl kennzeichnet immer die *endgültige* Streichung aus dem Duden; einige Wörter waren auch zuvor bereits zeitweise gestrichen worden. Die Auflagen aus der Zeit der Teilung werden durchgängig mit »West«^(w) und »Ost«^(o) gekennzeichnet. Erinnerung sei an die massiven Streichungen in der 14. Auflage des Ost-Dudens; sehr viele Wörter erscheinen erst in der 15. Auflage wieder. Wenn ein Wort in der jeweils anderen Ausgabe *immer* bzw. *nie verzeichnet* war, so ist dies mit »**immer v.**« bzw. »**nie v.**« angegeben. Ein Stern^(*) nach »**immer v.**°« deutet an, dass dies mit Ausnahme der 14. Auflage gilt.

In dem 2010 an der Oper »La Fenice« in Venedig uraufgeführten *ludodramma* »Il killer di parole« (»Der Wörtermörder«) ist der Protagonist ein mit der Streichung von Wörtern beauftragter Wörterbuchredakteur. Für den deutschen Sprachraum ist uns ein derartiges Stück nicht bekannt, Stoff gäbe es allemal genug.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre!

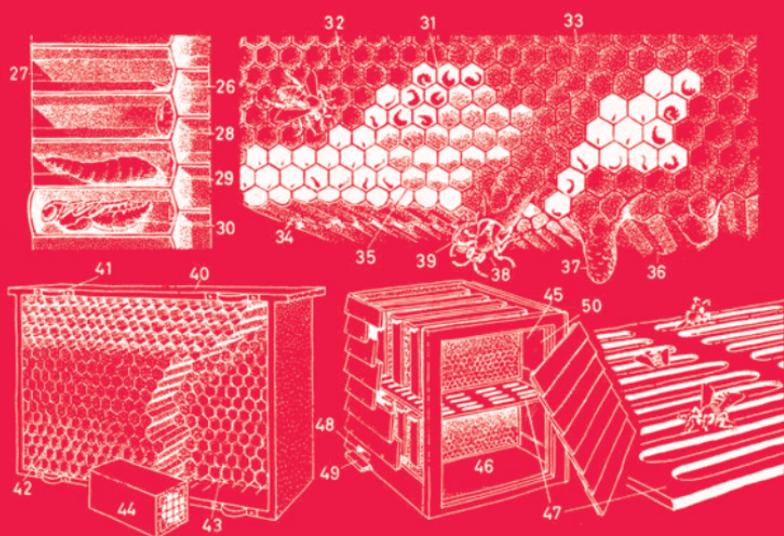
Die Dudenredaktion

Dudenauflagen im Überblick

Die folgende Übersicht zeigt die bisherigen Dudenauflagen und die Jahreszahl ihres Erstdrucks:

1. Auflage	1880	16. Auflage	BRD	1967
2. Auflage ¹	1882		DDR	1967
3. Auflage	1887	17. Auflage	BRD	1973
4. Auflage	1893		DDR	1976
5. Auflage	1897	18. Auflage	BRD	1980
6. Auflage	1900		DDR	1985
7. Auflage	1902	19. Auflage	BRD	1986
8. Auflage	1905	20. Auflage		1991
9. Auflage	1915	21. Auflage		1996
10. Auflage	1929	22. Auflage		2000
11. Auflage	1934	23. Auflage		2004
12. Auflage	1941	24. Auflage		2006
13. Auflage	1947	25. Auflage		2009
14. Auflage	BRD	26. Auflage		2013
	DDR	27. Auflage		2017
15. Auflage	BRD			
	DDR			

¹ Ein Belegexemplar der 2. Auflage hat sich bis heute nicht gefunden. Man hält es für möglich, dass im Nachhinein ein Nachdruck der ersten Auflage als zweite gezählt wurde.



Die schönsten gestrichenen Wörter

Im Reich von Kaiser Karl V. ging die Sonne bekanntlich nie unter, denn zu den seiner Krone unterstellten Gebieten gehörten nicht nur große Teile Europas, sondern auch überseeische Besitzungen in Amerika, Asien und Afrika. Und so war Karl V. durch Gottes Gnaden erwählter »Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien, zu Spanien, beider Sizilien, Jerusalem, Ungarn, Dalmatien, Kroatien, der Balearen, der kanarischen und indianischen Inseln sowie des Festlands jenseits des Ozeans König«, aber auch »Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant, Steyr, Kärnten, Krain, Luxemburg, Limburg, Athen und Patras, Graf von Habsburg, Flandern, Tirol, Pfalzgraf von Burgund, Hennegau, Pfirt, Roussillon, Landgraf im Elsass, Fürst in Schwaben, Herr in Asien und Afrika« und Oberhaupt einer Handvoll weiterer Landstriche.

Ich habe keine gesicherten Angaben über die Anzahl der in seinem Riesenreich gesprochenen Sprachen und Dialekte gefunden. Sicher waren es Hunderte, vielleicht sogar Tausende. Er selbst sprach Italienisch, Spanisch, Englisch, Flammändisch (heute Flämisch), Französisch und Deutsch. Und er wies diesen Sprachen unterschiedlichen Nutzen zu. Von ihm ist das Bonmot überliefert: *»Ich spreche Spanisch zu Gott, Italienisch zu den Frauen, Französisch zu den Männern und Deutsch zu meinem Pferd.«*

Nun sind Pferde, wie wir noch sehen werden, die besseren Menschen, aber es ist offensichtlich, dass der deutschen Sprache

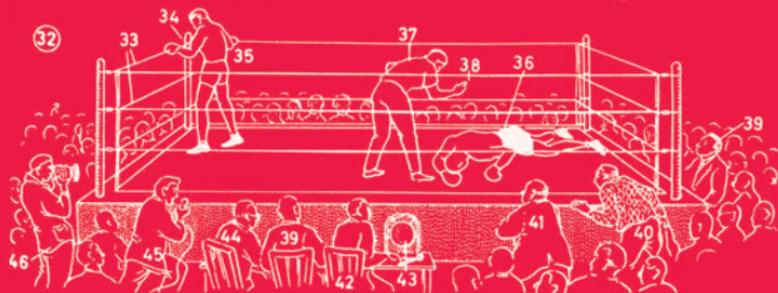
bereits damals, wir schreiben in etwa das Jahr 1535, eine gewisse Schwerfälligkeit unterstellt wird. Und tatsächlich ist ihr Klang ob der vielen verwendeten Konsonanten bis heute eher hart. Und eine weitere Besonderheit des Deutschen, die diesen Eindruck insbesondere für fremde Ohren noch unterstreicht, sind die sogenannten Knacklaute, die bei der Aussprache von Wörtern entstehen, die im Anlaut einen Vokal aufweisen. Aber fehlt der deutschen Sprache - wie Karl V. es uns nahezulegen versucht - nicht nur jeder Wohlklang, sondern ist sie zudem auch gefühlkalt und deshalb dem Übersinnlichen abhold, und erst recht für die Liebe ungeeignet? Nun ja, auch dazu kommen wir noch, immerhin hielt er sie für präzise, man kann mit ihr Befehle bellen, und Landsknechte wie Ingenieure schätzen sie gleichermaßen. Aber, und das ist tröstlich, sie erfuhrt und erfährt auch von Menschen anderer Muttersprachen Zuspruch. Für Jonathan Swift hatte ihr Klang offenbar etwas Wahrhaftiges: Als Gulliver, der Held von Swifts satirischem Roman »Gullivers Reisen«, im Land der Houyhnhnms den Pferden begegnet, registriert er überrascht, dass die Tiere die Sprache nicht zum Lügen gebrauchen, sondern ausschließlich dafür, sich zu verstehen und gegenseitig zu belehren: *»Von allen europäischen Sprachen, die ich kenne, nähert sich die ihre am meisten dem Deutschen an; doch ist sie anmutiger und bezeichnender.«* Und andere gingen sogar noch weiter. Allen voran der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges, von dem in so überaus schmeichelhaften Worten geschrieben ein »Lob der deutschen Sprache« überliefert ist.

Das Verhältnis zur eigenen Sprache, insbesondere zur deutschen, ist für uns, die nach den Schrecken der beiden Weltkriege und der Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten geboren wurden, mitunter kompliziert, und man freut sich auch deshalb über Zuspruch von außen wie über ein Kompliment, das an einen selbst gerichtet ist. Zu Zeiten der Weimarer Klassik war man da weitaus selbstbewusster. Ludwig Börne, Sohn orthodoxer Juden

aus Frankfurt am Main und einer der schillerndsten Publizisten seiner Zeit, fragte suggestiv: »*Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so mutig und anmutig, so schön und mild als unsere?*«

Also was nun? Mag sich ein jeder aus der Flut der mannigfachen und subjektiven Geschmacksempfindungen sein Becherchen Wahrheit schöpfen. Oder sich anhand von einigen der in den zurückliegenden fast 140 Jahren aus den 27 Auflagen des Dudens gestrichenen Wörtern selbst ein Bild machen. Auch dies ist allerdings eine sehr reduzierte und subjektive Blütenlese. Von allen aus dem Duden gefallenen Wörtern gefallen mir diese am besten:

einpaschen Dampfbeiboot naszieren Nobelgarde
 Afterweisheit beleibzüchtigen Flugmaschine nonen
 verballasten Nachmittagsruhe Nachmittagssonne kuranzen
 Nachhausekunft boisieren dankbarlich Nachgenuß
 Nirgendland rauschelig schabernackisch zerknallbar
 zersorgen vermannigfachen e-Moll-Arie Hutgerechtigkeit
 nachdenksam Nachschimmer Empfinderei beauflagen
 fuchsschwänzeln neunmalweise Honigseim verschimpfieren



Als der Maler Max Liebermann und seine Familie begannen, ihre Sommer im holländischen Scheveningen zu verbringen, war der an der Nordsee und unweit von Den Haag gelegene Ort längst kein verschlafenes Fischerdorf mehr, sondern ein aufstrebendes Seebad mit großem Kurhaus und erstklassigen Hotels und Restaurants, in dem sich das europäische Bürgertum der Sommerfrische hingab. Hier und an anderen Orten entlang der Küste entstanden einige von Liebermanns bekannten Bildern: das Ölgemälde »Badende Knaben« etwa oder »Tennisspieler am Meer« von 1901, womit er wohl der erste deutsche Künstler war, der den Tennissport auf einem Gemälde verewigte. Inspiriert wurde er dazu von seiner damals 15-jährigen Tochter Käthe, die sich auf dem Rasenplatz vor dem Hotel d'Orange, wo die Liebermanns logierten, gerne mit jungen Engländern zu einem Match *Lawn-Tennis* (englisch für »Rasentennis«) verabredete. Der Sport war überaus populär und trat ab den 1880er-Jahren von England aus seinen Siegeszug in ganz Europa an. Und etwa zeitgleich mit dem Gemälde von Max Liebermann entstand, 1898, ein Gedicht des Lyrikers Arno Holz, der das mit der neuen Sportart einhergehende Lebensgefühl sehr schön beschreibt.

*So eine kleine Fin-de-Siècle-Krabbe,
die Lawn tennis schlägt!*

*So eine kleine Fin-de-Siècle-Krabbe, die Lawn tennis schlägt!
Rote, gewellte Madonnenscheitel,
eine lichtblaue Blouse aus Merveilleux
und im flohfarbnen Gürtel ein Veilchensträuschen,
das nach amerikanischen Cigaretten duftet.
Um ihren linken Seidenknöchel,
wenn sie die weissen Bälle pariert,
klirrt ein Goldkettchen.
Abends ist Feuerwerk.
Man drängelt sich mit ihr in eine möglichst dustre Ecke,
lässt sie sich schmachkend an seinen Busen lehnen
und sieht zu, wie die Sterne zerplatzen.
Ah!
Ein Fünfminutenkuss und gar kein Fischbein.*

Aufgenommen wurde *Lawn Tennis*¹ in der 4. Auflage von 1893. In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen wurde immer seltener auf Rasen gespielt, in Mode kamen Sandplätze. Dass zu dieser Zeit die Bezeichnung *Lawn Tennis* allmählich durch das parallel verwendete *Tennis* abgelöst wurde, spiegelt sich auch im Duden: Erst in der 9. Auflage von 1915 war erstmals auch *Tennis* als eigenes Stichwort verzeichnet, mit dem Verweis auf *Lawn-tennis*. Ab der 10. Auflage von 1929 wurde dann von *Lawn-tennis* auf *Tennis* verwiesen, und der eigene Eintrag für die Zusammensetzung **Lawn-tennis-Spieler (10/1929)** wurde gestrichen. Die deutsche Entsprechung *Rasentennis* wurde übrigens erst in die 18. Auflage (1980) des West-Dudens aufgenommen.

1 Die Schreibung variierte im Laufe der Zeit.

In ihrem Benimmbuch mit dem Titel »Wie soll ich mich benehmen« von 1896 gibt die adelige Autorin J. von Wedell der Bezeichnung *Lawn Tennis* noch den Vorrang:

Allen voran steht das beliebte Lawn Tennis, auch nur Tennis genannt, dem an Badeorten, wie Homburg, Wiesbaden, großartige Plätze hergerichtet wurden, und welches auch in den Gärten begüterter Familien eine Freistatt fand. Es ist ebenso gesund wie interessant, erfordert und begünstigt körperliche Gewandtheit und Anmut. Es wird in Parteien gespielt. Die Anzahl der vom Gegner geworfenen, gut aufgefangenen und zurückgeschlagenen Bälle bestimmt den Gewinn. Selbstverständlich ist hier kein Platz, die Regeln des Tennis aufzuzählen. Nur so viel sei gesagt, daß jeder, der sich in das Spiel vertiefte, bald zum begeisterten Anhänger ward. Zum Tennis legen Herren hellen, möglichst weißen Flanellanzug mit buntseidenem Gürtel an, dazu Tennisschuhe, und weichen hellen, am besten weißen Filzhut oder Mütze. In Hemdsärmeln zu spielen, ist ganz und gar unpassend. Auch die Damen vertauschen das Straßenkostüm mit fußfreiem Rock, bequemer Bluse aus hellem hübschem Stoff, event. Schürze mit Tasche zum Aufbewahren der Bälle und kleinem rundem Matrosenhut aus Stroh nach Herrenart.

Nach den Clubgründungen in Bad Homburg und Baden-Baden entstanden in rascher Folge auch in anderen deutschen Städten Vereine und bereits 1892 fanden die ersten deutschen **Tennismeisterschaften (12/1941)** statt, auf die ab 1902 die German Open am Hamburger Rothenbaum folgten. Einerseits professionalisierte

sich der Tennissport und internationale Turniere zogen die Massen an, andererseits entwickelte sich das Spiel im ganzen Land zu einem beliebten Zeitvertreib der Oberschicht. Und so verwundert es auch nicht, dass das Geschäft mit Tennisbekleidung, Spielgeräten und Tennisbüchern florierte, und ein Postkartenverlag vermarktete sogar Postkartensets, die den deutschen Kronprinzen Wilhelm und die Kronprinzessin Cecilie beim *Lawn-Tennis* zeigten. Der standesbewusste Max Liebermann, der in einer prachtvollen Villa am Wannsee lebte, malte in diesen Jahren nicht nur Tennisspielerinnen und Tennisspieler, sondern wandte sich malend auch anderen privilegierten Sportarten zu, dem Polo- und Pferderennsport. Dieses Mal nicht angeregt durch seine Tochter, sondern durch den Kunsthändler und Verleger Bruno Cassirer, dem er 1898 zum Amt des Sekretärs der Künstlervereinigung »Berliner Secession« verhalf, einer Position, die Cassirer gemeinsam mit seinem Cousin Paul bekleidete. Bruno Cassirer war begeisterter Pferdeliebhaber, züchtete mit großem Erfolg auf seinem eigenen Gestüt Rennpferde und engagierte sich als Investor und Vorsitzender für die Trabrennbahn in Berlin-Mariendorf. Noch heute ist eines der dort stattfindenden Rennen nach ihm benannt. Alfred Döblin sagte über Cassirer: *»Er treibt Verlag mit Kunsthandel, gemildert durch Pferdezucht. Vom ersten verstehe ich wenig, vom zweiten weniger und vom dritten nichts. Aber das Ganze gefällt mir.«*

1901 überwarfen sich Paul und Bruno Cassirer. Bruno übernahm den Verlag, Paul die Galerie und den Kunsthandel. Max Liebermann und mit ihm zahlreiche andere Künstler, darunter Max Slevogt und Lovis Corinth, verkehrten weiterhin mit beiden, denn Paul betrieb eine der angesehensten Kunstgalerien Europas und Bruno gab mit »Kunst und Künstler« sowohl eine der führenden Kunstzeitschriften als auch Künstlermonografien und illustrierte Romane heraus.

Während sich das Bürgertum beim Segeln, Reiten oder Tennisspiel vergnügte, wandte sich das einfache Volk begeistert anderen

Sportarten zu: 1903 fand die erste Endrunde der Deutschen Fußballmeisterschaft statt, 1909 dann das erste kontinentale Bahnrad-Sechstagerennen in Berlin. Und der aus Neukölln stammende Boxer Paul Maschke, der im Ausland unter dem Kampfnamen Joe Edwards als Profiboxer Karriere gemacht hatte, bestritt mithilfe eines Tricks trotz des Verbots öffentlicher Boxveranstaltungen ab 1907 Wettkämpfe im Zirkus Busch: Er trat statt gegen einen anderen Boxer gegen einen Jiu-Jitsu-Kämpfer an. 1908 eröffnete das Berliner Wannseebad und bald schon gründeten sich Arbeiter-Schwimmvereine oder Clubs mit Namen wie »Die Wannseeaten«. 1912 hatte das Bad bereits 500.000 Besucher jährlich. Und im Berliner Stadtteil Schöneberg wurde 1910 der Sportpalast gebaut, eine Veranstaltungshalle, die 10.000 Zuschauern Platz bot.

Nach dem Ersten Weltkrieg nahm die Sportbegeisterung noch einmal zu. Vor allem der Boxsport faszinierte die Menschen und auch die Berliner Künstlerboheme fand sich bei den Kämpfen von Max Schmeling (genannt: Maxe), Hans Breitensträter (genannt: Blonder Hans) oder Sabir Mahir, dem »Schrecklichen Türken«, ein.

Mahir, ehemaliger Profifußballer von Galatasaray Istanbul, verließ während politischer Unruhen sein Land, ging zuerst nach Paris und zog während des Ersten Weltkrieges nach Berlin. Dort trat er, wie Paul Maschke, zunächst als Kämpfer im Zirkus auf. Nach dem Krieg bestritt er vier Profiboxkämpfe und eröffnete zu Beginn der 1920er-Jahre am Kurfürstendamm das »Studio für Boxen und Leibesbucht«. Er trainierte den Schwergewichtsboxer Franz Diener und veranstaltete die sogenannten »Teestunden am Ring«, wo man, statt im Ring zu kämpfen, Reden oder Vorträge halten konnte. Hier traf er auf einen der vom Boxsport besonders begeisterten Intellektuellen, nämlich Bertolt Brecht. Die Schriftstellerin Vicki Baum trainierte in seinem Studio und auch andere berühmte **Amateurboxer (11/1934)** lernten bei ihm die **Boxerei (12/1941)**: Marlene Dietrich, Carola Neher und Leni Riefenstahl.

Eine neue Zeit war angebrochen, mit der der inzwischen fast achtzigjährige Max Liebermann fremdelte. Doch am 6. Januar 1926 ereignete sich eine Tragödie, die die gesamte Berliner Kunst- und Kulturszene erschütterte und über die Harry Graf Kessler in seinen Tagebüchern berichtet:

London. 6. Januar 1926. Mittwoch

Telegramm von Max, daß Paul Cassirer sich erschossen hat; man hoffe aber, ihn zu retten.

Berlin. 7. Januar 1926. Donnerstag

Abends um halb sechs in Berlin an. Max auf der Bahn sagt mir, daß Paul Cassirer heute morgen gestorben ist.

Berlin. 10. Januar 1926. Sonntag

Trauerfeier für Paul Cassirer. Das ganze künstlerische Berlin. Der Sarg in der Mitte des großen Ausstellungssaals aufgebahrt, unter einem Teppich von roten Rosen. Max Liebermann sprach zuerst, ich danach. Obwohl Ernst Cassirer noch gestern abend um halb zwölf bei mir anrief und durchzusetzen versuchte, daß ich die Tilla Durieux in meiner Rede nicht erwähne (weil in der Familie und bei den Freunden Cassirers eine so starke Animosität gegen sie herrsche), erwähnte ich sie doch selbstverständlich. Sie war tiefverschleiert anwesend (auch dies hatten Ernst Cassirer, Feilchenfeld und andre zu verhindern versucht). Ich drückte ihr nachher die Hand, und sie dankte mir.

Hinaus zum wunderschönen Friedhof an der Heerstraße, wo bei herrlichem Wintersonnenschein im Kiefernwald

die Beisetzung stattfand. Mit Kolbe hinausgefahren und nachher in sein Atelier, wo er mir die Totenmaske zeigte. - Nachmittags bei Georg Bernhards. - Der Tod Cassirers hat mich tief erschüttert.

Die Schauspielerin und Hörspielsprecherin Tilla Durieux und Paul Cassirer hatten sich in der alten wie in der neuen Welt bewegt und waren mit Künstlern ebenso befreundet gewesen wie mit Literaten, Schauspielern oder Theaterleuten. Durieux unterstützte den Schriftsteller und Dramatiker Ernst Toller, nachdem er nach dem Scheitern der Münchner Räterepublik wegen Hochverrats gesucht wurde, sie beteiligte sich an der Finanzierung der Piscator-Bühne am Nollendorfsplatz und stand mit Egon Erwin Kisch und Brecht in Kontakt.

Am 4. April 1928 traten beim Kampf des Jahres im Berliner Sportpalast Franz Diener und Max Schmeling im Schwergewicht gegeneinander an, um den Titel des Deutschen Meisters miteinander auszuboxen. Autoren wie Kisch und Kurt Pintus hatten Texte für das Programmheft beigezeichnet und im Publikum saßen viele Prominente inmitten der aufgeputschten Zuschauerschaft. Schmeling gewann nach fünfzehn Runden nach Punkten.

Am 12. Juni 1930 schaute die Sportwelt dann gebannt nach New York, wo Max Schmeling im ausverkauften Baseball-Stadium der Yankees den Weltmeisterschaftskampf gegen Jack Sharkey bestritt. Sharkey ist haushoch überlegen, aber Schmeling gewinnt den Kampf, obwohl er in der 4. Runde zu Boden geht, weil Sharkey wegen unerlaubtem Tiefschlag disqualifiziert wird. Schmeling ist enttäuscht und sagt später in einem Interview: »Das war so, dass ich so enttäuscht war, dass ich also den Titel am selben Abend noch zurückgeben wollte und wollte verzichten«, aber er behielt den Titel und in Deutschland wurde geb jubelt.

Carl von Ossietzky spottet in der »Weltbühne« vom 17. Juni in einer Glosse mit der Überschrift »Endlich ein Sieger!«:

Zunächst: keep smiling! Lieber deutscher Landsmann, bewahren Sie Ihre Haltung, Ihr Lächeln. Ihr letztes bißchen Verstand, soweit es Ihnen nicht Adolf Hitler fortgepusstet hat. Nein, es ist übertrieben, daß in New York der deutsche Gott, die deutsche Kraft und noch einiges andre Deutsche mehr gesiegt hat, daß in Max Schmeling's Boxhandschuhen die Geister Luthers, Kants und Goethes gesteckt haben, um einem Sohn Deutschlands zum Siege über die Mächte der Finsternis zu führen. Wahr ist nur, daß zwei zu diesem Zwecke hochbezahlte Schlächtergesellen übereinander hergefallen sind und sich mit fürchterlichen Argumenten bearbeitet haben. Die Fäuste der beiden Herren in allen Ehren, aber, gesetzt den Fall, die beiden hätten sich nicht im Ring getroffen, sondern irgendwo auf der Straße, so wären nicht gleich die Botschafter der betroffenen Nationen herbeigeeilt, die Zuschauer dagegen entsetzt und angewidert davongelaufen, und ein paar Schutzleute hätten dem Ereignis ein schnelles Ende bereitet, ohne die technischen Finessen der Prügelei fachmännisch zu begutachten. Doch solche unheroischen Erwägungen stören die deutsche Seele nicht, und so ist die Einheitsfront um Max Schmeling perfekt. Wir lieben vereint, wir hassen vereint, wir kennen alle nur einen Feind: - Jack Sharkey.

Selbstverständlich ist die Schwellung der deutschen patriotischen Hochgefühle nicht unbegreiflich. Wir haben endlich mal wieder einen Sieger. Von Ludendorff bis Schacht gab es nach jedem großen Aufschwung am Ende immer wieder eine ausgedehnte Pleite. Und wie herrlich einfach ist dieser Sieg durch Disqualifikation des Gegners, dieser Sieg nur aus dem Grunde, weil der Andre nicht commentmäßig gedroschen hat. So hätte es von Rechts wegen 1918 sein müssen, als die Franzosen mit den verwerflichsten

Mitteln zu siegen anfangen und der berühmte Tiefschlag von hinten ihre schoflen und unsportlichen Erfolge vollendete. Da hätte der Ringrichter eingreifen, den Marschall Foch vor ein Kriegsgericht schicken und den Deutschen den verdienten Sieg zusprechen müssen. Das wäre nur gerecht und sportlich gewesen. Dieser Sieg, weil der Feind regelwidrig geschlagen hat und dem Zusammengehauenen trotzdem der Titel zuerkannt wird, das ist der deutsche Wunschtraum seit zehn Jahren. Doch hat sich noch kein Ringrichter gefunden, der den Versailler Vertrag außer Kraft gesetzt.

Bertolt Brecht schrieb 1928 in »Die Krise des Sports«:

Ich bin gegen alle Bemühungen, den Sport zu einem Kulturgut zu machen, schon darum, weil ich weiß, was diese Gesellschaft mit Kulturgütern alles treibt, und der Sport dazu wirklich zu schade ist. Ich bin für den Sport, weil und solange er riskant (ungesund), unkultiviert (nicht gesellschaftsfähig) und Selbstzweck ist.

Als Brecht diesen rau-romantischen Wunsch zu Papier brachte, war die Kommerzialisierung des Sports schon in vollem Gange, und auch seine politische Vereinnahmung war bereits abzusehen. Heute ist der Sport ein bedeutender Wirtschaftszweig. Wie eine 2014 vom Bundeswirtschaftsministerium und vom Bundesinstitut für Sportwissenschaften in Auftrag gegebene Studie zeigt, geben die privaten Haushalte jährlich 89,1 Milliarden Euro für mit dem Sport verbundene Waren und Dienstleistungen aus. Das sind 6,6 Prozent der privaten Konsumausgaben und die Wertschöpfung des Sports ist mit 3,3 Prozent des Bruttoinlandsprodukts ähnlich hoch wie die des Fahrzeugbaus.

Auflage /
Jahr

Eine Auswahl gestrichener Wörter

10/1929	Bowlinggreen <i>Rasenfläche zum Boulespielen</i>	12/1941	Nennungsgeld <i>Betrag, der bei der Meldung zu einem Wettbewerb zu zahlen ist</i>
10/1929	Epsomrennen <i>Pferdrennen in Epsom nahe London</i>	12/1941	Pokerhand <i>Kombination aus fünf Karten im Pokerspiel</i>
10/1929	Falkade <i>Sprung eines Pferdes mit gekrümmten Hinterbeinen, falkieren</i>	12/1941	Tennismeisterschaft
10/1929	Halifaxschlittschuh <i>mit einem Spannhebel an den Schuhen zu befestigender Schlittschuh</i>	13/1947	NSRL <i>Nationalsozialistischer Reichsbund für Leibesübungen</i>
10/1929	Lawn-tennis-Spieler <i>Rasentennispieler</i>	13/1947	Reichssportfeld <i>Gelände der Olympischen Sommerspiele 1936 in Berlin</i>
10/1929	Skating-Rink <i>Rollschuhbahn</i>	13/1947	Reichssportführer <i>Leiter des NSRL</i>
10/1929	Table-tennis <i>Tischtennis</i>	13/1947	Wehrsport <i>Sport, der der militärischen Ausbildung dient,</i> Wehrsportler
11/1934	Amateurboxer		
11/1934	Berufsboxer ²		
11/1934	Startpylon <i>Abfluggerüst</i>		
12/1941	Boxerei		

2 *Berufsboxen* ist seit der 18. Auflage des West-Dudens (1980) verzeichnet.

-
- 14/1954^w 14/1951^o Cake-Walk
um 1900 populär gewor-
dener Gesellschaftstanz
aus den USA
-
- 14/1954^w 16/1967^o Damenbad
nur für Frauen zugelas-
serter Teil einer Badeanstalt
-
- 17/1973^w 18/1985 Drachen-
ballon *Fesselballon*
-
- 18/1980^w nie v.^o Nuvolari, Tazio
italienischer Autorenn-
fahrer
-
- 18/1985^o nie v.^w Forward
schweiz. für: Stürmer
beim Fußball
-
- 25/2009 Kollett *Reitjacke*
-
- 27/2017 Goalmann *besonders ös-*
terreichisch für: Torhüter



»Kein Trinkgeld, bediene Dich selbst,
zwanglos, rasch und gut« Automatenrestaurant

*Gestrichene Wörter,
die später wieder
aufgenommen wurden*

Unter den zahlreichen Nachschlagewerken, die den Wortschatz der deutschen Sprache versammeln, gibt es ein noch unvollendetes, das alle übrigen in den Schatten stellt. Es ist das vor über siebenzig Jahren von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin begründete Goethe-Wörterbuch, das heute von Berlin, Leipzig, Göttingen und Hamburg aus stetig weiter bearbeitet wird und dessen Ziel es ist, alle von Goethe benutzten Wörter zu erklären und mit Belegzitate zu versehen.

Ein Genie-Wörterbuch auch deshalb, weil Johann Wolfgang von Goethe nicht nur weitaus besser mit der Sprache umzugehen vermochte als der Durchschnittsdeutsche, er verfügte auch über einen aktiven Sprachschatz, der sechsmal größer gewesen ist als der unsrige. 93.000 Wörter von *aalgleich* bis *Maikäferanatomie* gingen ihm beim Schreiben und Denken durch den Kopf sowie zahlreiche bisher unverzettelte, denn bis anhin ist man in Berlin erst bei den Buchstaben U und V angelangt.

Eines der von ihm verwendeten Wörter war ein zu seinen Lebzeiten modisches und aus dem Altgriechischen entliehenes: *der Automat* (autómatos), womit eine »aus eigenem Antrieb handelnde« Maschine benannt wurde und immer noch wird. Eines der beiden im Goethe-Wörterbuch dazu aufgeführten Belegzitate lautet:

[Besuch bei Beireis in Helmstedt] Gar manches ... war in den jämmerlichsten Umständen;

die Vaucansonischen Automaten fanden wir durchaus paralysirt. In einem alten Gartenhause saß der Flötenspieler ... aber er flötete nicht mehr, und Beireis zeigte die ursprüngliche Walze vor ... Die Ente, unbefiedert, stand als Gerippe da, fraß den Haber noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr ...

Gemeint sind die berühmten Automaten oder Androiden von Jacques de Vaucanson (1709-1782). Der »Flötenspieler« stellte einen lebensgroßen, mit Trommel und Flöte ausgestatteten Schäfer dar, der, Arme und Hände bewegend, über ein Repertoire von zwölf Liedern verfügte.

Noch beeindruckender war »Die verdauende Ente«. Sie konnte mit den Flügeln schlagen, quaken, Wasser trinken, fressen und verdauen. Die Mechanik dieses Meisterwerks bestand aus Hunderten Einzelteilen und war nicht nur ein Höhepunkt der damaligen Automatenbaukunst, so manchem Zeitgenossen schien sie darüber hinaus ein Meilenstein auf dem Weg hin zur Erschaffung des künstlichen Menschen zu sein.

Die in der Sammlung des Arztes und Naturwissenschaftlers Gottfried Christoph Beireis befindlichen Exponate waren, wie wir bei Goethe lesen, in einem bedauernswerten Zustand, was wohl nicht für alle Ausstellungsstücke der Beireis'schen Wunderkammer, die unter anderem auch die Magdeburger Halbkugeln und Werke Peter Paul Rubens beinhaltete, galt, denn Goethe zeigte sich ansonsten von seinem 1805 gemeinsam mit seinem Sohn in Helmstedt absolvierten Besuch beeindruckt.

Weltweit ist kein einziges Original von Vaucansons Automaten erhalten geblieben. Ein Schicksal, das innerhalb der Technikgeschichte nicht unüblich ist, denn die Innovationen von gestern sind der Elektroschrott von heute und zumeist vergehen Jahrzehnte, bis die wenigen Gerätschaften, die diesem schnöden Tod zu

entgehen vermögen, in Museen ausgestellt oder von Sammlern begehrt werden.

Ähnlich verhält es sich mit den Wortprägungen, die diese technischen Entwicklungen begleiten. Am Anfang steht zumeist eine erste Nennung in einem wissenschaftlichen Fachblatt, aber hat ein bestimmter Prototyp oder eine bestimmte Technik die Marktreife erreicht, beginnt die Veralltäglichsung des Terminus, er taucht auf im »Universallexikon für Jedermann« und in den Verkaufsprospekten der Einzelhändler und Grossisten. Oft folgt nach einem kurzen Höhenflug ein jäher Sturz. Und mit derselben Geschwindigkeit, mit der ein Gerät oder eine Technik an Bedeutung verliert, schleicht sie sich Stück für Stück auch aus der Alltagssprache und wird schließlich sogar aus dem Duden gestrichen.

Bedeutungsverlust = Wortverlust, so einfach sind die Regeln, aber mitunter werden die so Geschmähten unsterblich, schreiben sich andernorts beinahe unbemerkt, aber dauerhaft ein und werden womöglich Teil des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses.

Ein zu Unrecht - zeitweise - aus dem Duden getilgtes Wort ist, um nun endlich den Bogen zu schlagen, das **Automatenrestaurant** (auch: *Automaten-Buffett*). Erstmals in den Duden Einzug gehalten hatte es 1941, in der 12. Auflage. Die Wiederaufnahme wurde ihm 1961, in der 15. Auflage des Mannheimer Dudens, verweigert; erst 1973, in der 17. Auflage, war es dort wieder enthalten.

Dabei ist das Automatenrestaurant nicht nur eine ureigen deutsche Erfindung, es war auch ein gesamtdeutsches Phänomen und in Westdeutschland ebenso populär wie im Osten. So wurde das Wort erwartungsgemäß auch im Ost-Duden weitergeführt, mit Ausnahme der 14. Auflage von 1951, die aber - wie schon mehrfach erwähnt - eine Ausnahme darstellt, weil ihre Stichwortanzahl nahezu halbiert war. Während man sich in der Bundesrepublik vor allem anschickte, die Autobahnraststätten zu automatisieren, gab die SED 1956 für den nächsten Fünfjahresplan die Direktive »Modernisierung, Mechanisierung und Automatisierung« aus.

Und so entstand nicht nur ein beliebtes Automatenrestaurant am Alexanderplatz, sondern 1961 ein weiteres in Berlin-Pankow mit 300 Automatenfenstern, über das es in einem Artikel des »Hamburger Abendblatts« süffisant hieß: *»Die Fächer können jedoch von den Gästen nicht geöffnet werden, weil die Klappen zu heiß sind: Die Planer haben vergessen, ein Kühlsystem einzubauen.«*

Dieses Missgeschick unterlief den Erfindern des ersten Automaten-Buffets nicht. 1896 gründeten der Schokoladenfabrikant Ludwig Stollwerck sowie die Unternehmer und Erfinder Max Sielaff und Theodor Bergmann die »Deutsche Automaten Gesellschaft« und präsentierten auf der Internationalen Gewerbeausstellung in Berlin ein »electrisch-automatisches Restaurant«. Gezeigt wurden die vielseitigen Anwendungen der »selbstthätigen Verkaufsapparate«. Es gab Bier für zehn Pfennige und warmes Essen, das man nach Einwurf der passenden Münzen den gekühlten oder warmen Fächern entnehmen konnte. Dazu spielte eine vollautomatische Hauskapelle. Das Publikum war begeistert und bereits im November desselben Jahres begann unter dem Slogan *»Kein Trinkgeld, bediene Dich selbst, zwanglos, rasch und gut«* der Siegeszug der Automatenrestaurants in Deutschland und Österreich. »Imperial-Automat«, »Residenz-« oder »Palast-Automat«; in fast allen größeren Städten eröffnen kellnerlose Restaurants und im Jahr 1902 wird die Idee in die USA exportiert. Zu Spitzenzeiten betreibt der dortige Marktführer Horn & Hardart ca. 180 Filialen im ganzen Land und steigt zur weltgrößten Restaurantkette auf.

Wie angetan die Menschen von den neuen Tempeln des schnellen Essens sind, illustriert die Eröffnung des »Triumph-Automat« 1904 in Halle, über die die »Saale Zeitung« schrieb:

Jeder Fachmann und Laie wird weiter von der Pracht und sauberen Arbeit an dem Holzwerk, echt Mahagoni, entzückt sein, welches den zahlreichen kristallklaren Facettenspiegeln und dem reizenden

Glasmosaik ein wirkungsvolles Relief verleiht. Ein solcher Aufbau, der noch durch Automaten gehoben wird, die wie reines Silber blinken, kann sich natürlich nur auf einem gleichwertigen Sockel erheben und dieser ist in der Tat aus rotem und alabasterweißem Marmor von erlesener Schönheit hergestellt.

Natürlich schwelgten nicht alle Etablissements in dieser Pracht, mit der Zeit werden die Interieure schlichter, denn der Geschmack ändert sich und die Maximierung der Verköstigung soll schließlich auch Rendite abwerfen.

Doch sprießen die Gewinne vor allem in Deutschland nur bis zur Weltwirtschaftskrise, die Inflation führt nicht nur zur Verarmung der Massen, die Automatentechnik hat der permanenten Geldentwertung schlicht nichts entgegenzusetzen. Weder können die Münzschlitze mit Scheinen gefüttert noch täglich die Preise umgestellt werden und dann versetzt 1934 das »Warenautomatengesetz« der Nationalsozialisten den Automatenrestaurants den Todesstoß und verbietet sie.

Aber die Zeit reicht aus, um das Automatenrestaurant zu einem Ort der Populär- und Hochkultur zu machen. In Literatur, Musik, Film und Kunst wird es zum Gegenstand und Schauplatz der Handlung.

Es taucht auf in der Großstadtliteratur der Weimarer Zeit und hat unter anderem Auftritte in Elias Canettis Roman »Die Blendung«, in Irmgard Keuns »Kunstseidenem Mädchen«, in Hugo Balls »Flagranti«, bei Karl Kraus, Anton Kuh oder Walter Benjamin.

Jenseits des Atlantiks ist es nicht anders, zitiert sei hier stellvertretend aus Mario Puzos »Der Pate«:

Grizz war, nachdem sie das Foyer verlassen hatten, in einem Automatenbuffet verschwunden und tauchte jetzt

*mit Kaffee wieder auf, den er Nicky und Tomasino reichte.
»Hast du in meinen drei Zucker getan?«, fragte Tomasino.
»Ich hab's der Mieze gesagt.« Tomasino nickte und schloss
die Hände um seinen Kaffeebecher, ...*

Für die Genreliteratur und den -film ist das Automatenrestaurant ein idealer Ort. Es ist anonym, klassenlos und kalt. Hier kommt der Gesetzlose auf seiner Flucht kurz zur Ruhe, neue Verbrechen werden bei einem Becher Kaffee geplant oder ein ins Wanken geratener Mittelständler begegnet hier den zwielichtigen Personen, die ihn endgültig ins Unglück stürzen werden.

Andererseits ist es einfach nur ein Ort, der, egal wie ufohaft er bei seiner Eröffnung den Zeitgenossen in ihrer Stadt auch vorgekommen sein mag, von den Menschen angenommen und mit Leben gefüllt wird.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch hier einerseits der kenntnisreiche Blick auf eine bayerische sowie andererseits eine amerikanische Variante des Automatenrestaurants. Der erste stammt von Karl Valentin, der zweite von Jean-Paul Sartre.

1898 eröffnete ein gewisser Strebl, der jedoch im Volksmund nur unter seinem Lieblingsausdruck »da feit si nix« bekannt war, Münchens erstes Automatenrestaurant. Nach der Losung, »bediene dich selbst« konnte man für zehn Pfennige allerlei Leckerbissen haben. Aber nicht nur für leibliche, sondern auch für musikalische Genüsse war gesorgt. Im Nebenzimmer gab es etwa zwanzig verschiedene Musikautomaten, Orchestrions, Spieldosen, elektrische Klaviere und dergleichen. Ihre Neuheit gab allen diesen Herrlichkeiten einen ganz besonderen Reiz. Wir Jünglinge

konnten die Sonntage kaum erwarten und unser nächstes Rendezvous im Automatenrestaurant. Mein Haupttrick war, jedesmal ein Zehnerl in das elektrische Klavier einzuwerfen, wenn ein anderer Gast eine andere Musik spielen lassen wollte, sodaß es immer zu greulichen Dissonanzen kam und der erwartete Kunstgenuß empfindlich gestört wurde.

Seine Liebe für das Automatenrestaurant verewigte Valentin auch in dem Couplet »Das Vorstadtkind«:

*Erst kürzlich war ich mit der Maid
In einem Automat,
Ich hab zehn Quartel Bier nag stemmt
Und sie zehn Schokolad.
Hierauf is oana kemma,
I hab ihn nicht gekannt,
Der wollte es riskieren,
Die Braut mir zu entführen,
I hab's halt grad no g'spannt ...*

So klingt das in München. In der Weltmetropole New York ist es ein anderer Sound. Bebop ist die Musik der Stunde, die Jean-Paul Sartre den Europäern in einem Essay, der 1949 auch im »Spiegel« erschien, näherbringen wollte:

Das flüstert nicht von Liebe, das spendet keinen Trost. Das drängt. Wie die Leute, die zur Untergrundbahn stürzen oder im Automatenrestaurant essen ... Sie wollen Dich nicht einlullen, sie wollen Dich packen. Kolbenstangen, Kurbelwellen, Kreissägen. Sie stoßen, rotieren, knirschen: so entsteht der Rhythmus.

Doch bei Horn & Hardart geht es vor allem tagsüber um die Massenabfertigung kleiner Angestellter und in Amerika gestrandeter Menschen aus aller Welt. In einer 1932 im Dietz Verlag erschienenen Reportage schilderte die österreichisch-ungarische Autorin Maria Leitner die Szenerie:

Die ganze Straße strömt in das Automatenrestaurant hinein, von früh morgens bis spät in die Nacht. Aber hier wird nicht zum Vergnügen gegessen. Hier essen die Roboter, Deutsche, Amerikaner, Juden, Chinesen, Ungarn, Italiener, Neger.

Jede Rasse ist vertreten. Man hört alle Sprachen der Welt, es bleiben Zeitungen liegen mit hebräischen und chinesischen, mit armenischen und griechischen Zeichen und in exotischen Sprachen, die man gar nicht erraten kann. Man wird durch unverfälschte sächsische und bayerische Dialekte überrascht, und man sieht Leute Tee schlürfen, wie nur russische Bauern ihren Tee trinken.

Und doch sind sie sich alle so ähnlich, wie zwei Brüder sich ähnlich sein können. Sie tragen alle die gleichen billigen Kleider, die gleichen Hemden, die gleichen Ausverkaufsschuhe, sie essen alle jeden Tag die gleiche Tomatensuppe, die gleichen Sandwiches: Schinken mit Salat, Ei mit Salat, Käse mit Salat, Sardinen mit Salat, sie verdienen den gleichen Wochenlohn, sie arbeiten alle gleich schwer, gleich lang.

Die Roboter essen meist stehend, oder sie sitzen nur gerade so lange, bis sie die nötigen Kalorien

und Vitaminmengen zur Instandhaltung der Maschine zu sich genommen haben.

Sie werden von klein auf zu dem Tempo erzogen, das sie, wenn sie in dieser Welt vorwärtskommen wollen, einhalten müssen.

»Hurry up« (schnell, schnell), mahnen die sorgfältigen Eltern ihre Kinder, die Kuchen essen und Milch trinken.

Die halberwachsenen Roboter sorgen schon selbst für sich. Sie tragen Western-Union-Uniformen oder die von Banken, Kaufhäusern, Hotels. Oft stehen sie lange vor den Automaten. Wozu sollen sie sich entschließen: Milchspeise oder Eiscreme? Meist siegt doch die Liebe über den Verstand. Sie essen Eiscreme.

Das Automatenrestaurant ist also auch ein Ort der Tristesse und Symbol für die Anonymität und Kälte der modernen amerikanischen Massengesellschaft. Wenn es dunkel wird, spät abends, ändert sich die Atmosphäre. Es wird leerer und vielleicht sitzt irgendwann eine mit einem grünen Mantel und mit einem beigen Hut bekleidete junge Frau alleine an einem der runden Tische. Mit einer Hand umfasst sie den Henkel der Kaffeetasse, die andere steckt noch in einem Handschuh. Ihren Blick hält sie gesenkt, sie wirkt wie eingefroren. Wo kommt sie her? Was hat sie vor? Wird sie alleine bleiben oder erwartet sie jemanden?

Edward Hopper hat diesen Moment 1927 in dem Gemälde »Automat« eingefangen. Es gehört, neben »Nighthawks«, zu einem seiner bedeutendsten Werke und hat unseren Blick auf den »American Way of Life« maßgeblich mitgeprägt. Der leise Schauer, den

er vielleicht mit der gezeigten Einsamkeit des modernen Großstadtmenschen darstellen wollte, ist verflohen, fast romantisch ist der Blick, den wir heute darauf werfen. Zu sehr sind wir gefangen von der Ästhetik der Melancholie.

All dies mag sich noch nicht erschlossen haben, als das Automatenrestaurant für zwölf Jahre aus dem Duden gestrichen wurde. Selbst in den USA schloss das letzte Automatenrestaurant im Jahr 1991 die Pforten. Die Fast-Food-Ketten neuen Typs übernahmen die Herrschaft. Mir scheint es jedoch angemessen, ihm durchaus nachzutruern und eine Ode anzustimmen, die man ebenso für andere zeitweise gestrichene Wörter wie die **Filmdiva (1934)**, den **Esperantist (1961)** oder den **Nörgelfritz (1951)** singen könnte. Auch für sie ließe sich ein ebenso buntes wie melancholisches Welttheater entwerfen.

Die folgenden Wörter gehören zu denen, die nur zeitweise aus dem Duden verschwunden waren, heute aber wieder enthalten sind. Die Gründe sind oft unklar. Die Auflagen, aus denen sie zuletzt gestrichen wurden, werden mit einem Kreuz (×) gekennzeichnet, die Auflagen, in die sie wieder Eingang fanden, mit einem Haken (✓).

Gestrichene Wörter, die später wieder aufgenommen wurden

10/1929 ^x	12/1941 ^v 14/1954 ^{wx} 18/1980 ^{wv} nie v. ^o Gymkhana <i>Geschicklichkeitswettbewerb nach indischem Vorbild, besonders für Leichtathleten, Reiter, Wassersportler, Kraftwagenfahrer</i>	12/1941 ^x 20/1991 ^v Eierpunsch 12/1941 ^x 16/1967 ^{wv} nie v. ^o Streikrecht
10/1929 ^x	16/1967 ^{wv} nie v. ^o Martingal[e] <i>zwischen den Vorderbeinen des Pferdes durchlaufender Sprungzügel</i>	15/1961 ^{wx} 17/1973 ^{wv} immer v. ^{o*} Automatenrestaurant <i>Restaurant mit Selbstbedienung an Automaten</i>
10/1929 ^x	17/1973 ^{wv} nie v. ^o Nationalcharakter <i>den Angehörigen einer Nation zugeschriebener besonderer Charakter</i>	15/1961 ^{wx} 17/1973 ^{wv} immer v. ^o Esperantist <i>Kenner, Anhänger des Esperanto</i>
11/1934 ^x	17/1973 ^{wv} nie v. ^o Filmdiva	15/1961 ^{wx} 17/1973 ^{wv} 16/1967 ^{ox} Umschuldung <i>Anleihen, Kredite o. Ä. umwandeln, besonders durch günstigere Kredite ablösen</i>
11/1934 ^x	23/2004 ^v Greenback <i>US-Dollar</i>	19/1986 ^{wx} 25/2009 ^v nie v. ^o Aufklärungsarbeit <i>das tätige Bemühen um Aufklärung</i>
11/1934 ^x	15/1961 ^{wv} 18/1985 ^{ov} Lobby <i>Wandelhalle; auch für: Gesamtheit der Lobbyisten</i>	19/1986 ^{wx} 26/2013 ^v nie v. ^o Nahrungsverweigerung <i>Verweigerung der Nahrungsaufnahme</i>

Auswahl wissenschaftlicher Literatur

- Braun, Peter (1993):** *Tendenzen in der deutschen Gegenwartssprache. Sprachvarietäten*. 3. Auflage. Stuttgart et al.: Kohlhammer.
- Busse, Ulrich (1993):** *Anglizismen im Duden. Eine Untersuchung zur Darstellung englischen Wortguts in den Ausgaben des Rechtschreibdudens von 1880-1986*. Tübingen: Niemeyer.
- Müller, Senya (1994):** *Sprachwörterbücher im Nationalsozialismus. Die ideologische Beeinflussung von Duden, Sprach-Brockhaus und anderen Nachschlagewerken während des »Dritten Reichs«*. Stuttgart: M&P.
- Polenz, Peter von (1999):** *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III: 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin et al.: de Gruyter.
- Sauer, Wolfgang Werner (1988):** *Der »Duden«. Geschichte und Aktualität eines »Volkswörterbuchs«*. Stuttgart: Metzler.
- Sauer, Wolfgang Werner (1989):** *Der Duden im »Dritten Reich«*. In: Konrad Ehlich (Hg.), *Sprache im Faschismus*. Frankfurt: Suhrkamp, 104-110.
- Schaeder, Burkhard (1994):** *Wir sind ein Wörterbuch! - Wir sind das Wörterbuch! Duden-Ost + Duden-West = Einheitsduden? Zum Erscheinen der 20. Auflage DUDEN Die deutsche Rechtschreibung*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 22, 58-86.
- Schmidt, Günter Dietrich (1982):** *Paläologismen. Zur Behandlung veralteten Wortguts in der Lexikographie*. In: *Deutsche Sprache* 10, 193-212.
- Schöneck, Werner A. (2001):** *Das Wörterbuch - ein Spiegel der Zeit?! Soziokulturelle Implikationen, politisch-ideologische Perspektiven und Reflexe der Sprachveränderung in lexikographischen Beständen, Beschreibungen und Strukturen*. In: *ELiSe*, H. 1.1, 1-296.

Bildnachweis

Sämtliche Illustrationen stammen aus der 2. Auflage des Duden-Bildwörterbuchs (Dudenband 3) aus dem Jahr 1958.



Peter Graf arbeitet seit über 20 Jahren als Lektor und Verleger. Er hat unzählige Publikationen betreut, vor allem Kunst- und Fotobücher, Sachbücher und belletristische Titel. Viele von ihnen sind Bestseller geworden und haben Preise erhalten. Ein Schwerpunkt seiner publizistischen Arbeit ist die Wiederentdeckung vergessener Texte, wie etwa des Werks „Der Reisende“ von Ulrich Alexander Boschwitz. 2017 stellte er eine „Ungemein eigensinnige Auswahl unbekannter Wortschönheiten aus dem Grimmschen Wörterbuch“ zusammen.

Nennungsgeld, Zählchen, Eintopfsonntag, Jugendobjekt, Hüpfauft

Immer wenn ein neuer Rechtschreibduden erscheint, fragt die Presse zunächst nach den Wörtern, die erstmals Einzug in DAS Wörterbuch der Deutschen gehalten haben. Anhand dieser Wörter lässt sich Zeitgeschichte erzählen. Das gilt aber auch für die Wörter, die gestrichen wurden. Was sagen sie uns über die Zeit, in der sie im Duden standen, und was über die, in der sie gestrichen wurden?

Hier stehen in 20 Essays samt Anhängen nun also Wörter im Mittelpunkt, die einmal wichtig waren und die uns sozial-, kultur- und sprachgeschichtliche Einblicke in die letzten gut 100 Jahre gewähren.

ISBN 978-3-411-70384-5
15 € (D) · 15,50 € (A)



www.duden.de